

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse  
**Band:** 20 (1940)  
**Heft:** 3/4

### **Buchbesprechung**

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Besprechungen. — Comptes rendus.

WALTHER VON WARTBURG: *Die Entstehung der romanischen Völker*. Halle/Saale, 1939. 180 S., 5 Kartenanlagen, 18 Kartenskizzen im Text und 1 Tafel.

Wartburg gehört zu jenen Linguisten, die ihrer Wissenschaft sehr weite Grenzen gesteckt haben. Sie begnügen sich nicht mit der ausschließlichen Erforschung der Sprache, sondern versuchen aus ihren Beobachtungen heraus viele Fragen der Geschichte, der Siedlungsgeschichte, ja sogar der Vorgeschichte selbständig zu lösen. Mit welcher Kühnheit und mit welchem Erfolg er dabei vorgeht, ersieht man am besten etwa aus den Zusammenstellungen französischer Wörter auf Seite 42f, mit denen erwiesen wird, daß die lateinische Sprache zuerst die städtischen Zentren und hernach das Land ergriff. Während im heutigen Französisch Bezeichnungen wie *vin*, *raisin*, *miel* lateinischer Herkunft sind, stammen *brèche* (Wabe), *raie* (Furche), *javelle* (Schwaden) etc. aus dem Keltischen. Die dem Konsumenten zugekehrte Seite des ländlichen Vokabulars, das heißt die Produkte, die man in der Stadt verkaufte, so folgert Wartburg, sind lateinisch, während Nebenprodukte, die der Städter nie zu Gesicht bekam, oder Fachausdrücke der Landarbeit ihr altes keltische Gepräge beibehielten. Weitergehend sind schon die Schlüsse (S. 21f) aus der geographischen Verbreitung des Wortes *isar* für Gemse, das in Aragon, in der Gaskogne und im Baskenland gebräuchlich ist, während man östlich und westlich dieser Gebiete die Bezeichnung *camox* (fr. *chamois*) benützt. Hier hat der iberische Einfall eine ursprünglich einheitlich von den Alpen bis nach dem Nordwesten Hispaniens reichende Wortzone zerrissen. Die für Historiker und Præhistoriker stets problematische iberische Migration gewinnt damit auf Grund rein linguistischer Beobachtungen plötzlich festere Formen. — Den Mediaevisten interessieren vor allem Wartburgs Ausführungen über die Völkerwanderung, die den größeren Teil des Buches einnehmen, ist doch Wartburg einer der eifrigsten Befürworter jener Auffassung, die in der Auseinandersetzung zwischen Römern und Germanen den eigentlichen Grund für die Ausbildung der romanischen Sprachen sieht. Nachdem er schon in einem früheren Aufsatz („Die Ausgliederung der romanischen Sprachen.“ *Zs. für Romanische Philologie* 56,1-48) das sprachliche Beweismaterial beigebracht hat, konnte er sich jetzt darauf beschränken, die dort aufgestellten Thesen in den großen historischen Zusammenhang zu stellen.

Die Germanen trafen nicht mehr auf eine einheitliche Romania. Die lateinisch sprechende Welt zerfiel in zwei Hälften, die sich in der Lautgebung ihrer Sprache grundsätzlich voneinander unterschieden. Zur Ostromania gehörte

Italien mit Ausnahme der Poebene und die lateinischen Teile des Balkans; die übrigen lateinischen Gebiete bildeten die Westromania. Diese Gliederung erfuhr nun durch den germanischen Einfall weitere Differenzierungen. Die Franken vermochten den Norden Frankreichs sprachlich so zu modifizieren, daß später die scharfe Spaltung in eine langue d'oc und in eine langue d'oïl möglich wurde. Die Alemannen trieben einen Keil in die östliche Westromania vor, der diese endgültig auseinanderriss. Die heutigen rätoromanischen, ladinischen und friaulischen Gebiete verloren den Kontakt mit dem sprachlich gleichgerichteten Gallien. Anders war die Wirkung der Langobarden. Ihre im Norden und Süden der italienischen Halbinsel liegenden Staaten halfen vielmehr die im Werden begriffene sprachliche Sonderentwicklung zu überbrücken, so daß das moderne Italienische weit homogener ist als das Französische. Die übrigen germanischen Staatenbildungen hatten keine auch nur annähernd so tiefgreifende sprachlichen Veränderungen zur Folge. Ihr Einfluß ist aber heute noch vor allem im Wortschatz feststellbar.

Dieser Gegensatz in den sprachlichen Auswirkungen der germanischen Staatengründungen ließe sich mit der historisch bekannten Tatsache in Übereinstimmung bringen, daß die reinen Eroberer, die sich von ihren alten Sitzen vollständig trennten, im romanischen Substrat aufgingen, während die ständig aus den Stammgebieten gespiesene germanische Expansion schließlich auf der ganzen Linie die Oberhand behielt. Einer solchen Gleichsetzung bietet freilich Wartburgs Stellung zum Langobarden- und zum Burgunderproblem Schwierigkeiten. Die beiden Völker saßen weit von ihrer ursprünglichen Heimat und befanden sich außerdem, mit Franken und Alemannen verglichen, den Romanen gegenüber in einer ausgesprochenen Minderheit. Trotzdem sollen die Langobarden eine alte romanische Sprachgrenze aufgehoben haben, während die Sprache der Burgunder noch heute im Wortschatz und in den eigenartigen Lauten des Frankoprovenzalischen weiterwirkt. Mit Hilfe dieser Argumente entscheidet sich Wartburg auch ganz eindeutig in der Frage nach dem Umfang der von den Burgundern volksmäßig besetzten Landstriche. Er nimmt lediglich dort burgundische Siedlung an, wo zu den ingos-Ortsnamen auch noch die besondere frankoprovenzalische Sprechweise und der burgundische Wortschatz hinzutreten. Darf man aber den Langobarden und den Burgundern einen so tiefgreifenden Einfluß zusprechen? Das Langobardenproblem wird, von dieser Seite aus gesehen, wohl stets eine Frage für Linguisten bleiben, bei der es nachzuweisen gilt, ob wirklich jene oberitalienische Sprachscheide der alten Romania so scharf war, daß man von ihrer späteren Aufhebung durch die Langobarden sprechen kann. Immerhin sind wir über die Sprache der Langobarden recht gut unterrichtet, wogegen das Burgundische nur noch in einigen spärlichen Resten auf uns gekommen ist. Auch waren die in der Sapaudia angesiedelten Burgunder zahlenmäßig sehr schwach. L. Schmidt<sup>(12)</sup>, 168) schätzt sie auf 5000 Krieger oder 25000 Seelen. Speziell die -ens Ortsnamen in der Westschweiz wird man nach ihrer geographischen Verteilung eher den Alemannen zusprechen müssen, obwohl für Wartburg gerade die

Westschweiz burgundisches Kerngebiet ist, wie für sehr viele andere Gelehrte auch. Die Jahrhunderte dauernde, weit nach Westen vorstoßende Expansion der Alemannen, die von der modernen Forschung immer heller beleuchtet wird und die Wartburg selbst durchaus nicht verkennt, drängt sich jedoch zur Erklärung der westschweizerischen -ens Ortsnamen auf. Wartburgs Stellungname, die zwar eine Vermittlung bringt, z. B. zwischen den sehr weit auseinandergehenden Anschauungen von Gamillscheg und Lot, dürfte demnach die Rolle der Burgunder immer noch etwas überschätzen.

Dagegen scheint uns Wartburgs Lösungsversuch in der Frage der fränkischen «Landnahme» in jeder Hinsicht geglückt zu sein. Während man früher eine volksmäßige fränkische Expansion bis zur heutigen Sprachgrenze für gegeben hielt, hat die aus der Schule Steinbachs hervorgegangene Arbeit Petris die These von der gleichmäßigen Mischung der Bevölkerung vom Rhein bis zur Loire für die Zeit der Merowinger postuliert. Wartburg weist diese beiden extremen Meinungen zurück (Vgl. bes. S. 117). Die Germanen waren zwischen Somme und Loire sehr ungleich verteilt und dürften prozentual 15—20 Prozent der Bevölkerung ausgemacht haben.

Im Süden erfolgte die rasche Assimilierung sehr viel früher als im Norden, wo Zweisprachigkeit noch lange die Regel war. Die Ortsnamen, speziell die auf -ville, die gewöhnlich für die Berechnung der fränkischen Siedlungsintensität herhalten mußten, erklärt er als unbrauchbar für derartige Versuche. Es bleibt aber ein besonderer Verdienst Wartburgs, wenn nicht *expressis verbis*, so doch im Verlauf seiner Schilderungen der Volksbewegungen in Nordfrankreich, möglichst jener Vorstellung von einer plötzlichen fränkischen Landnahme aus dem Wege gegangen zu sein. Aus seiner Darstellung geht hervor, daß sich mit der Völkerwanderung in Nordfrankreich keine grundsätzliche Wandlung vollzog, sondern daß der Zustrom germanischen Blutes, der schon viel früher eingesetzt hatte — man denke daran wie die ständigen blutigen Bürgerkriege in Gallien, bei denen oft ganze Landschaften entvölkert wurden, den fortwährenden Zuzug neuer Siedler notwendig machten — lediglich an Intensität zunahm. Somit gehört Wartburgs Vermittlungsversuch in der Frage der germanisch-romanischen Durchdringung Nordfrankreichs zum Reifsten, was uns sein ausgezeichnete Überblick über die Entwicklung der Romania von der ursprünglichen Einheit zur heutigen Vielgestalt bietet.

Bern.

Marcel Beck.

KARL JULIUS BELOCH: *Bevölkerungsgeschichte Italiens*. Zweiter Band: Die Bevölkerung des Kirchenstaates, Toskanas und der Herzogtümer am Po. 312 S. Berlin 1939. Walter de Gruyter & Co.

Nach drei Jahren ist dem ersten Bande der großen Bevölkerungsgeschichte Italiens, der 1938 (S. 315) in dieser Zeitschrift angezeigt worden ist, der zweite Band gefolgt. Er bringt ganz Mittel-Italien und reicht bereits nach Ober-Italien hinein. Kernstücke sind die Abschnitte über Rom vor allem und auch über Florenz. Es ergibt sich, daß die Stadt der Päpste mit ihrer Einwohnerzahl erst

im 16. Jahrhundert zu erfassen ist und damals nur wenig über 50,000 Einwohner zählte. Florenz war damals noch größer als Rom, vorher sogar weit volkreicher. Im Ganzen ergibt sich aus dem mittelitalienischen Material wiederum die Tatsache, die schon für Unter-Italien festgestellt wurde, daß nämlich die Größe der Städte und die Volksdichte im mittelalterlichen Italien nicht so sehr viel größer war als nördlich der Alpen. Dies wird jedenfalls auch der Schlußband des eindrucksvollen Werkes belegen, der Ober-Italien behandeln wird und dem man mit größtem Interesse entgegenseht.

Aarau.

Hektor Ammann.

ELSBETH LIPPERT: *Glockenläuten als Rechtsbrauch*. Drittes Heft der von Karl Siegfried Bader herausgegebenen Sammlung « Das Rechtswahrzeichen. Beiträge zur Rechtsgeschichte und rechtlichen Volkskunde ». Freiburg im Breisgau 1939, Herder & Co. 8°. 62 Seiten und Sachregister.

Die Verfasserin weist zutreffend darauf hin, daß die Glocke wohl zuerst von der Kirche, erst später im Dienst des weltlichen Rechtslebens verwendet worden ist. Sie hat namentlich die « Weistümer, die als Niederschlag bäuerlicher Sitte und Überlieferungen angesehen werden können », aber auch weitere Rechtsquellen benutzt, um das Glockenläuten im öffentlichen Rechtsleben darzustellen; angeregt wurde die Arbeit wohl durch Prof. Dr. E. Wohlhaupter « Die Glocke im Recht » (Schwäbischer Heimatbote 1936). Besprochen wird namentlich die *Morgenglocke*, die das Zeichen zum Öffnen des Stadttors und zum Beginn der Arbeit gibt; die *Abendglocke* als Zeichen des Tagendes, Arbeitsschlusses, des Beginns der Wacht und der vermehrten Fürsorge auf Feuer und Licht und gegen Ruhe- und Friedensstörer (Schenk-, Spiel-, Tanz- und Waffenverbote); die *Versammlungsglocken* zu Gemeinde, Gericht und Rat, und zur Abwehr gegen Feinde, wilde Tiere, Feuer- und Wassernot; auch die Glocke, die der Weibel (Fronbote) mit sich führt und läutet, bevor er auskündet, was ihm geboten ist (« Bekanntmachungszeichen »), wird hier behandelt; ebenso die Armen-sünder- oder Schandglocke.

Für alle diese Läutzeichen gibt die Verfasserin zahlreiche Belege hauptsächlich aus deutschen, aber auch aus niederländischen, französischen und aus schweizerischen Rechtsquellen; es ist daraus wohl zu schließen, daß die Glockenzeichen Gemeingebrauch geworden sind im ganzen Gebiet der abend-ländischen Kirche.

In der Schweiz fehlte dagegen die « Zinsglocke », welche die Zinspflichtigen an ihre Pflicht mahnte. Die « Gemeindewerksglocke » im Walser-tal (S. 57) gehört nicht hierher; sie war sicher eine « Versammlungsglocke ». Ebenso scheint die « Markt-glocke » in der Schweiz selten gewesen zu sein; das « fänli » scheint das übliche Marktzeichen gewesen zu sein; so bestimmte z. B. die Kornmarktsordnung von Bern, von 1741, daß der Markt für die Bürger reserviert sei und Wiederverkäufer nicht kaufen dürfen, bis « das Fähnlein zurückgezogen » sei. Rheinfelden, aus dessen Stadtrecht die Ver-

fasserin eine Verordnung von 1468 zitiert, nennt Glocke oder Fahne: ... « man sol ein paner stecken oder ein gloglin lüten, vor denen niemand der fürkoiffer sol kouffen. » In Stäffis (Estavayer) scheint um 1660 die « Marktglocke » wieder eingeführt worden zu sein, nachdem einige Zeit üblich war ein « signal que l'on mettoit à la muraille de la grande église pour agir et ouvrir les marchés, notamment aux estrangers »; an Stelle dieses Zeichen wird wieder eingeführt « à l'ancien ordre ... le son de la cloche de la grande messe » ... im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 9 Uhr (Schweiz. Rechtsqu. Estavayer, hsg. B. de Vevey).

Einen guten Beleg für das Recht, die Glocken zu läuten, hätte die Verfasserin dem wohl erst nach ihrer Schrift publizierten Berner Stadtbuch (Stadtrecht von Bern, II. Bd., herausgegeben von Fr. Emil Welti, in den Schweiz. Rechtsquellen 1939) entnehmen können (S. 94): Im 15. Jahrhundert hatten die « sigristen ... getrűwlichen und zu rechter zit ... das glogghus ze beschließen und uff ze tund, zu den gloggen nieman ze lassen, sunder zu denen getrűwlichen zu sehen, daz si nit schaden empfachen, noch mißhandlet, noch veruntrűwet werden »; die Siegristen standen ihrerseits zwar unter der Aufsicht von Schultheiß und Rat; aber sie hatten, « wenn es je notdürftig sye, es bedunke si oder ander lüt, über das wetter, es sye tag oder nacht, ze lüten unverdroßlichen »... Also im Fall der Not war jedermann berechtigt, Sturm zu läuten: ein deutlicher Unterschied etwa zu dem von der Verfasserin (S. 52 f.) nachgewiesenen rheinischen Rechtsbrauch, nach welchem die Glocke bloß der Verfügung der Obrigkeit unterstand.

Wie sich der Feind heutzutage der Radiostationen zu bemächtigen sucht, so suchte er in alter Zeit zu verhindern, daß das meuchlings angegriffene Volk durch die Sturmglocken aufgeboten werde: Als die Thuner 1367, um sich an zahlungsflüchtigen Walliser Händlern schadlos zu halten, « bi nachte und bi nebel unwiderseit » (d. h. ohne Ankündigung der Fehde, also nach altem Reichsrecht in unehrenhafter Weise!) während des Jahrmarktes in Frutigen eindringen, nahmen sie in erster Linie die Glockenseile und die Leiter aus dem « glogghus », sodaß niemand Sturm läuten konnte (Das Frutigbuch, 1938, S. 218).

Auch für unsere schweizerischen Rechtsbräuche bietet die Studie dergestalt viel Anregendes. Öfter würde man gern noch mehr hören; das ist wohl die beste Empfehlung für eine Darstellung dieser Art.

Zu verbessern wäre auf S. 22 unten, daß es sich nicht um eine Urkunde aus einer Ortschaft « Fleckstein bei Bern » handelt, sondern um einen Rodel, den der Bischof von Basel, Johann von Fleckenstein, mit seinen Untertanen des Münster- und Delsbergtales 1430 vereinbarte.

Bern.

Hermann Rennefahrt.

KLAAR, ADALBERT, *Die Siedlungsformen von Salzburg*. Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. 32. Band, Heft 3. S. Hirzel, Leipzig 1939. 72 S.

Im Rahmen der immer mehr in die Breite gehenden historischen Forschung, die sich ja stets stärker um die Erfassung der Gesamtheit früherer Lebenszustände und ihrer historischen Entwicklung bemüht, hat sich auch die Siedlungsforschung ihren Platz errungen. Das vorliegende Heft beschäftigt sich nun zwar mit den Siedlungsformen des Landes Salzburg, also eines von uns ziemlich weit entfernten Stückes der Ostalpen, aber es erscheint mir in mehr als einer Richtung mustergültig und wegweisend zu sein. Der Verfasser hat sich schon lange mit diesen Fragen beschäftigt und eine ganze Reihe schöner Arbeiten über das ländliche Siedlungswesen in Niederösterreich und Oberösterreich veröffentlicht und ebenso Forschungen über den mittelalterlichen Städtebau in Österreich. Damit ist schon darauf hingewiesen, daß die Arbeit zwar auf der Gegenwartslage fußt, aber sehr stark geschichtlich unterbaut ist. Darüber hinaus gibt das Buch wesentlich mehr als sein Titel besagt, da es stark auf die technische Seite des Hausbaus eingeht und diesen Teil durch zahlreiche Grundrisse und Aufrisse erläutert. Durch die Verflechtung geschichtlicher und geographischer Betrachtungsweise mit der Arbeit des technischen Fachmannes ist es dem Verfasser gelungen, ein anschauliches, neuartiges Bild der Siedlungsformen eines ansehnlichen Stückes Alpen- und Voralpengebiet zu geben. Das Schlußstück in diesem Bild stellt die schöne Karte dar, die die Flurformen durch Flächenfärbung und die Ortsformen durch verschiedenartige Zeichen wiedergibt. Alles in allem genommen scheint mir die Arbeit sehr gut gelungen und methodisch auch für unsere schweizerische Forschung recht beachtenswert zu sein.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

SCHMIDT, IRMGARD, *Das göttliche Recht und seine Bedeutung im deutschen Bauernkrieg*. Bd. 2 von Hanfried, Arbeiten zur mittleren und neueren Geschichte, hsg. von Günther Franz und Erich Maschke. Frommann'sche Buchhandlung Walter Biedermann. Jena 1939. VIII + 56 S.

Die Verfasserin hat ihre Arbeit, die wohl eine Doktordissertation ist, sich in der vorliegenden Ausgabe aber nicht ausdrücklich als solche zu erkennen gibt, in drei Teile gegliedert: der erste handelt von der « Entwicklung des göttlichen Rechts bis zum Vorabend der Reformation » und stellt dar, was die wichtigsten kirchlichen Schriftsteller, von Augustin bis Erasmus von Rotterdam sich unter dem natürlichen und dem göttlichen Recht vorstellten und namentlich, welche Rolle sie der Bibel dabei beimaßen. Im zweiten Teil wird « der Begriff des göttlichen Rechtes in der Zeit vor dem Bauernkrieg 1525 », im dritten « die Bedeutung des göttlichen Rechtes im Bauernkrieg 1525 » behandelt. Die ganze Studie ist stylistisch

gut geschrieben, beschränkt sich aber im wesentlichen darauf, aus der bisherigen neueren Literatur zu schöpfen; nur für den dritten Teil sind urkundliche gedruckte Quellen, auch schweizerische, in größerem Umfang beigezogen worden. Inhaltlich ist namentlich dieser dritte Teil ergiebig; der Übergang vom Ruf nach dem «alten Recht» über die «Billigkeit» und vom Anspruch auf «Recht» schlechthin zum «göttlichen Recht» und dessen Verbindung mit der heiligen Schrift wird uns recht anschaulich. Der Einfluß Zwingli's auf die süddeutschen Gebiete seit 1524 wird gebührend hervorgehoben.

Bern.

Hermann Rennefahrt.

WILLY PFISTER: *Das Chorgericht des bernischen Aargaus im 17. Jahrhundert*, Druckereigenossenschaft Aarau 1939.

Das Chorgericht, das als eine Neuschöpfung der Reformation zum Teil an Stelle der ehemaligen katholischen geistlichen Gerichtsbarkeit trat, befaßte sich mit der Kirchenzucht und Sittenpolizei. Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde diese Einrichtung in bernischen Landen ausgebaut und in eine feste Ordnung gebracht. Willy Pfister hat nun die Organisation und die Tätigkeit der Chorgerichte im bernischen Aargau für den Zeitraum des 17. Jahrhunderts untersucht. Er benutzte die reichhaltigen Quellen, gedruckte und geschriebene, der aargauischen Archive (Staats-, Gemeinde- und Pfarreiarchive) und des bernischen Staatsarchivs. Durch eine eingehende Analyse des vorhandenen Materials, durch eine klare Umschreibung der Begriffe erzielte er ein deutliches Bild der betreffenden Verhältnisse. Mit Hilfe statistischer Tabellen suchte er den Befund möglichst eindeutig und übersichtlich festzuhalten. Sicherlich hat dadurch die Arbeit an Zuverlässigkeit und Bestimmtheit gewonnen und einen brauchbaren Beitrag zur Kulturgeschichte geliefert.

Beim Studium der sittlichen Zustände im Zeitalter der Gegenreformation, wo die scharfen Mandate einer gestrengen Obrigkeit im Verein mit der Kirche die Untertanen zu bessern Menschen erziehen sollten, kommt man zur Einsicht, daß auch diese Zeit mit ihren harten Satzungen und Strafgeboten nur Unzulängliches erreichen konnte. Es fehlte die positive pädagogische und soziale Aufbauarbeit. Wenn das Gebot absoluter Sonntagsruhe in reformierten Landen jede bescheidene Unterhaltung und jeden harmlosen Zeitvertreib unterdrückte, so verdamnte es den Menschen zu einem „Müßiggange“, der ebenso schlimm sich auswirken könnte wie die „Festseuche“ des 20. Jahrhunderts. Die Methode des 17. Jahrhunderts war allzu negativ eingestellt und verfehlte das Ziel, den sittlichen und damit auch geistigen Stand der Menschen zu heben. Dieser Eindruck geht hauptsächlich aus der Lektüre von Quellenstellen hervor, die der Verfasser da oder dort einfließen ließ.

Solothurn.

Bruno Amiet.

ANDRÉ BOUVIER, *Henri Bullinger, le successeur de Zwingli, d'après sa correspondance avec les réformés et les humanistes de langue française*. Neuchâtel, Delachaux et Niestlé, Paris, E. Droz, 1940. I vol. 593 p. in-8, 7 pl. hors-texte.

Parmi les réformateurs du XVI<sup>e</sup> siècle Bullinger occupe, au second plan, une place fort honorable entre ceux qui ont maintenu et consolidé l'oeuvre des grands protagonistes. Sans lui, que serait devenue l'Eglise de Zurich au lendemain de Kappel et quelles eussent été les destinées de la foi nouvelle dans les Ligues suisses, on peut bien se le demander. Et pourtant cette vie droite, cette féconde activité de théologien, de polémiste, d'historien, d'homme d'Eglise, restent mal connues du grand public, en pays de langue française surtout. Pas une seule biographie en français, pas la moindre esquisse de cette noble figure qui a tant fait pour la cause de l'Évangile en France!

Il était opportun qu'un Genevois, pasteur de l'Eglise française de Zurich, se décidât à l'étudier, passant de l'œcuménisme contemporain à l'étude des problèmes théologiques du XVI<sup>e</sup> siècle, tels qu'ils sont posés dans les lettres de Bullinger. Prodigieusement riche, cette correspondance qui va de 1530 environ à 1575 a retenu dès longtemps l'attention des historiens; les éditeurs strasbourgeois de Calvin, de même que notre Herminjard, ont donné de larges extraits de ce qui concernait la Suisse romande et la France jusqu'en 1564. Mais ils n'ont, de loin pas, épuisé ce trésor. Un érudit saint-gallois, Traugott Schiess, a consacré des années de sa vie à classer et à copier les 12 000 lettres (en chiffre rond) que possède la Bibliothèque centrale de Zurich, en original ou en copie. Il est mort avant d'avoir achevé sa tâche, et l'on n'ose trop compter sur la publication prochaine de cette correspondance qui fait plus que celle de Luther, Zwingli et Calvin réunies (voir l'article de Schiess, *Zwingliana*, 1933, t. V, p. 396 à 408). Tous les pays d'Europe sont représentés, et presque tous les partis d'idées, parmi les correspondants de l'antistès zuricois, qui se trouve être l'un des hommes les mieux renseignés de son temps.

Dans cette masse énorme, M. Bouvier a choisi ce qui se rapportait à la Suisse romande et à la France. Sage précaution, qui limitait le champ de son enquête, car ces trente années et plus offrent assez de problèmes captivants et de difficultés, visibles ou non, pour exercer la patience et la sagacité d'un candidat au doctorat en théologie.

\* \* \*

Disons d'emblée que le gros livre de M. Bouvier, qui compte près de 600 pages, dont 442 d'exposé, 125 d'appendices (notes complémentaires et lettres inédites), suivies d'une copieuse bibliographie et d'un index, se présente bien et qu'il est d'une lecture fort agréable. Une typographie presque impeccable, sauf en ce qui concerne les textes latins — et nous avons des raisons de penser que le prote n'en est pas seul responsable —, de beaux hors texte, reproduisant les portraits de Bullinger à diverses époques de sa

vie, et des fac-simile de documents et de lettres, tout cela dispose favorablement le lecteur qui s'apprête à suivre cette longue histoire aux pages si variées.

L'un des obstacles à éviter tenait à la nature même de la correspondance : comment utiliser cette masse de petits faits, de renseignements individuels, d'allusions à la politique et aux guerres religieuses sans tomber dans le fouillis et l'ennui des annales ou dans l'arbitraire des notices biographiques ? M. Bouvier me semble avoir remarquablement surmonté la difficulté ; il a su construire son livre en répartissant sa matière selon trois grandes divisions : Bullinger et la Suisse romande, Bullinger et les ambassadeurs du roi très chrétien, Bullinger et la France. En dépit de quelques redites inévitables, le lecteur suit aisément le plan et s'intéresse aux affaires petites ou grandes qui remplissent ces lettres. Il voit défiler tout à tour les plus grands noms de la noblesse protestante française, les Condé, l'amiral de Coligny, avec les diplomates des derniers Valois, tout comme les humbles étudiants de Lausanne, martyrs de leur foi à Lyon, les grands juristes, Dumoulin, Hotman, la touchante figure de Gilbert Cousin, l'érasmien comtois, qui de sa retraite de Nozeroy correspond avec Bâle et Zurich, le philosophe Pierre Ramus que ses idées ecclésiastiques non moins que son opposition à Aristote ont définitivement brouillé avec Bèze, et tant de *minores* que les documents zuricois ne permettent pas toujours d'identifier.

L'un des grands problèmes théologiques du siècle, celui de la sainte Cène, est traité comme il convient : le *Consensus Tigurinus* (1549), les discussions du colloque de Poissy (1561), les débats du synode de la Rochelle (1571) autour de la discipline ecclésiastique et du mot « substance » dans la *Confession de foi*, à l'article de la sainte Cène, en marquent les aspects divers. M. Bouvier fait valoir, mieux qu'on ne l'avait fait avant lui, le point de vue zuricois et le rôle de Bullinger, en face de Calvin et de Bèze. Il met en pleine lumière les qualités solides, l'esprit d'irénisme et le sens œcuménique dont l'antistes zuricois a donné tant de preuves.

Est-il permis de dire cependant que les rapprochements trop fréquents avec le présent et les digressions théologiques ne contribuent pas toujours à éclairer les débats du XVI<sup>e</sup> siècle et qu'on préférerait parfois une plus grande fidélité dans les petites choses ? En voici quelques exemples : p. 122, le « *tantum diligitur, quantum cognoscitur* » est à retourner ; — p. 156, dans la Confession de foi présentée « au nom des Eglises de Suisse et de France (ou plus exactement de Savoie, par rapport aux Vaudois du Piémont) », le mot Savoie doit désigner les Eglises de Lausanne et de Genève ; — p. 164, « restituer le Brunsvik et la Savoie », le texte latin porte bien : le duc de Brunsvick et le duc de Savoie ; — p. 232, « le châtelain de Müss », pour Musso ; — p. 242, note 2, « le P. Migne compte 244 lettres de Grégoire », il s'agit de l'abbé Migne et, sans doute, de sa *Patrologie grecque* ; — p. 315, on se demande ce que veut dire la phrase : « Bèze entraînant la grande majorité de la noblesse française et un tiers du peuple de tous les autres

états »; — p. 324, note, Arquez, pour Anquez; — p. 333, il est parlé du « bienheureux » Beatus Rhenanus, qui n'a jamais eu, que je sache, pas plus que son maître Erasme, les honneurs de la béatification; — p. 348 s., Lasius n'est autre que Zasius, le grand juriste de Fribourg en Brisgau; — p. 360, Francis Hotman; — p. 392, « le comte Beauvoir » frère de l'amiral, mort en Angleterre, n'est autre que l'ex-cardinal Odet de Châtillon, évêque-comte de Beauvais (« comes Bellovacus »); — p. 497, note 2, lire: la Réforme dans le *Vermandois*, au lieu de *Vendômois*; — p. 504, que signifie la note 10, « Martin V appartient à la troisième série des papes simultanés, depuis 1410 à Rome »? Vétillies sans doute que tout cela, mais qu'on est choqué de trouver dans une thèse de doctorat.

Voici qui me paraît plus grave. Sans être ferré en patristique, on peut savoir que Paulus Orosius était un contemporain de saint Augustin et non de Hotman, comme le ferait croire l'allusion (p. 503) à son « histoire récente sur l'Eglise chrétienne ». — La page consacrée à Guillaume Postel (p. 338 s.) est manquée, alors qu'il suffisait d'ouvrir la classique *Histoire du Collège de France* d'Abel Lefranc, et que précisément les relations de Postel avec les théologiens réformés de la Suisse, non seulement Bullinger et Bibliander, mais Pellican et Ribit, de Lausanne (cf. *Herminjard*, t. VIII, p. 331 s.), sont une de ces surprises que le XVI<sup>e</sup> siècle réserve à ceux qui l'étudient de près. — Et les livres de M. Lucien Romier qui ont renouvelé le sujet des guerres de religion ne sont nulle part utilisés, à peine s'ils sont cités une fois dans l'appendice, à la suite de M. L. von Muralt, p. 456, cependant que l'ouvrage de Viénot est allégué presque à chaque page.

Mais il y a pis, et c'est ici que se trahit la faiblesse de cet ouvrage, je veux parler de la lecture et de la traduction des textes latins. M. Bouvier nous apprend (p. 8) qu'il n'a pu procéder à un « ultime contrôle des textes latins » par suite de la guerre et des mesures de sécurité prises à la Bibliothèque centrale de Zurich. Mais ce n'était pas un ultime contrôle qu'il y fallait, c'était une reprise de fond en comble, car M. Bouvier, malgré le gros travail qu'il a fourni, ne semble avoir acquis ni les connaissances paléographiques ni la pratique du latin des humanistes. Une démonstration complète demanderait des pages entières et serait vite fastidieuse.

Le fac-simile des signatures des délégués des Eglises au synode de la Rochelle (1571), face à la p. 392, nous apprend que le dernier de ceux-ci, Guanget ou Guauget, était le représentant du Dauphiné et de la Provence (« nomine Delphinatus et Provinciæ »). Or, sous la plume de M. Bouvier, il devient « Guanget, appelé Delphin (ou Delphinat), et de la province du Dauphiné » (p. 392, cf. p. 544). Mis en éveil par une erreur de ce calibre, le recenseur ne manque pas de comparer les textes latins cités en note ou en appendice avec la traduction qui en est donnée dans le livre. Et ce contrôle ne s'avère que trop nécessaire: p. 98, dans l'éloge de Farel par les Zurichois, les mots: « denique optima quaeque dona quae requiruntur a fidei episcopo, divina bonitas in hunc unum transfudit liberalissime » (*Herminjard*,

t. VII, p. 339) deviennent: « Enfin, de tous les dons les meilleurs, requis d'un fidèle évêque, la divine bonté brille en lui d'un pur éclat ».

P. 103 s., la paraphrase de la lettre de Bullinger à Viret fourmille d'erreurs, dont voici le plus beau spécimen: « Caeterum quod magistratus minas pro more adjecit » est traduit par: « De plus, le fait que le magistrat adresse des remontrances pour les mœurs ... ».

P. 128, ligne 5 du bas, la phrase où Calvin compare Zwingli à Luther et raille le culte des Zuricois pour leur héros: « quasi Evangelium nobis pereat, si quid Zuinglio decedit » signifie selon M. Bouvier: « c'est presque l'Évangile qui est mort avec lui ».

Un dernier exemple. Citant la lettre de Bullinger à Ramus pour l'exhorter à ne pas jeter le trouble dans les Eglises de France, M. Bouvier écrit (p. 404): « Contemplez les anges de Dieu ... Montrez à nos ennemis que vous êtes armés et debout pour la paix, animés d'une nouvelle espérance pour restaurer l'Eglise. » Il suffit de se reporter au texte latin (p. 555 s.), pour constater que Bullinger a écrit juste le contraire de ce qu'on lui fait dire: « Habetis hic spectatores angelos Dei ... exhibebitis hostibus nostris spectaculum jucundissimum, quos etiam armabitis ac in spem novam et certam erigetis fore ut ipsi in integrum brevi restituantur. » M. Bouvier appelle cela quelque part « traduire librement pour alléger » (p. 137, note 3). Avec la même désinvolture, il traduit partout *tabellarius* qui signifie, je crois, porteur de lettres, courrier, par *tabellion*, que Littré dit voisin de notaire!

M. Bouvier allèguera sans doute que l'écriture de Bullinger est des plus difficile à lire; il avoue, lui-même, avoir passé dix jours à déchiffrer « les hiéroglyphes bullingériens » pour le mot: jurisconsulte, malgré l'aide de deux professeurs et d'un étudiant (p. 536 note). Mais, dans bon nombre de cas, il s'agit de textes déjà publiés, et pour partie des inédits M. Bouvier avait à sa disposition les transcriptions faites par Schiess, ce vétéran des études du XVI<sup>e</sup> siècle. Or, tout en louant ces « admirables copies » il a la naïveté d'opposer ses propres lectures à celles de Schiess (p. 495 s.), alors que manifestement ce dernier, qui savait son latin, a raison. De même (p. 413), contre l'autorité de Schiess encore, renforcée par celle de Bernus, M. Bouvier lit: Levinsonius, où il croit reconnaître le pasteur Liévin! alors qu'il s'agit bien de Quinsonius, lequel est probablement le pasteur Quinson, de Louhans (Saône et Loire), (cf. *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français*, t. 44, p. 121).

Même constatation désagréable quand on examine les textes latins inédits de l'appendice. Ils sont remplis de fautes, petites ou grosses, qui altèrent le sens jusqu'à rendre la phrase incompréhensible, sans parler de la ponctuation souvent défectueuse. Rarement, trop rarement, l'auteur a laissé en blanc des mots illisibles (p. 506, p. 562 s.). Le plus souvent il imprime bravement des phrases qui n'ont pas de sens et qui n'ont pu venir telles quelles sous la plume de Bullinger. Voir p. 476 s., p. 489 s. où le person-

nage dont M. Bouvier n'a pu retrouver le nom n'est autre que le cardinal de Tournon lui-même, p. 491 ss., p. 495 s., tout le mémoire sur les conciles p. 500 ss., p. 518 s., p. 522, p. 528, p. 529, p. 544, p. 549, p. 552 ss., p. 562 s., p. 569. Après cela les *sic* employés au petit bonheur et les quelques notes où M. Bouvier nous explique la signification d'un mot latin tel que *usurpare* (p. 568) ou de l'expression *valeat* (p. 233) font un piètre effet et soulignent encore une inexpérience dont il ne paraît pas s'être rendu compte.

Devant ces pages qu'il a criblées de signes de correction, de points d'interrogation ou d'exclamation, le lecteur de sens critique, au nom duquel je parle, est tenté de se demander ce que vaut le reste. Il a bien pu vérifier dans quelques cas, grâce aux *Opera Calvini* ou à *Herminjard*, ce que portait l'original, mais, lorsqu'il s'agit de lettres inédites de Bullinger ou de ses correspondants, il ne lui reste qu'à douter et à dépenser son ingéniosité à faire des conjectures de philologue sur un texte corrompu, s'il n'a pas la chance d'être à portée de la Bibliothèque centrale ou des Archives d'Etat de Zurich. Ce doute par trop justifié, qui porte sur les bases même du travail accompli, l'empêchera d'utiliser comme il le voudrait tout ce qu'il avait trouvé de nouveau et d'intéressant à première lecture. Et il s'étonnera, s'il fallait encore s'étonner de rien en notre temps, que dans le *Bulletin de la Société de l'histoire du protestantisme français* un érudit ait écrit de la thèse de M. Bouvier que c'est « une de ces études trop rares dont on peut dire qu'elles sont définitives ».

Lausanne.

Henri Meylan.

DIETRICH BARTH, *Die Protestantisch-Konservative Partei in Genf in den Jahren 1838 bis 1846*. (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft, Band 4). Helbing & Lichtenhahn, 1940, 207 pages in 8°.

1838. C'est l'affaire Louis Napoléon Bonaparte, l'apogée à Genève du gouvernement conservateur-libéral du syndic Jean Jacques Rigaud. 1846. C'est la révolution, la chute du gouvernement conservateur, l'avènement du régime radical. Entre ces deux dates, les événements se sont précipités. 1841, mouvement populaire, 1842, constitution démocratique, 1843, prise d'ames et retraite des syndics Rigaud, Rieu, Cramer et Macaire etc.

Dans sa thèse de doctorat présentée à l'Université de Bâle, M. Dietrich Barth rapelle ces faits; mais il ne s'est pas donné pour tâche de les décrire à nouveau; il a cherché leur explication dans le mouvement des esprits et l'influence des doctrines; surtout il a retracé les succès puis les échecs du conservatisme libéral et protestant du régime de la Restauration.

M. Dietrich Barth est un bon théoricien de la politique. Il expose avec discernement les origines, le développement, la doctrine, la tactique des milieux qui s'organisent peu à peu en partis politiques et prennent conscience de leurs revendications; il donne de leurs variations des explications qui, bien souvent, s'inspirent de ses propres conceptions politiques et religieuses; mais il a fait aussi oeuvre d'historien en dépouillant consciencieusement les documents genevois; il a cherché surtout ceux qui expliquent la préparation intérieure des

esprits, les transformations sociales, économiques et religieuses dont les troubles politiques sont les manifestations extérieures. Le premier mérite de son travail est d'avoir utilisé les correspondances privées — celles entre autres de J. J. Rigaud et de Léonard Revilliod — les souvenirs, les rapports diplomatiques pour aller au fond des choses et découvrir les vrais mobiles des hommes. Et si, sur le plan documentaire, M. Barth nous apporte des preuves, il a également mis beaucoup de pénétration et d'originalité à reconstituer l'histoire politique de Genève de 1814 à 1846 et l'orientation des esprits.

Dans une première partie, il s'efforce de définir les caractéristiques du conservatisme genevois; il le fait en remontant à ses origines calvinistes, en étudiant sa conception religieuse, ses relations avec la tradition conservatrice d'autres cantons, enfin en le montrant dans la lutte jusqu'à la perte de ses positions gouvernementales.

Le conservatisme genevois a eu une attitude conciliante; il a cherché à maintenir la tradition tout en s'adaptant aux postulats du libéralisme; il a évité la crise de 1830 et donné au nouveau canton les fondements de sa vie nationale et de sa mission dans la Confédération. M. Barth n'est pas loin de découvrir dans cette position modératrice les raisons d'une certaine faiblesse qui rendra la tâche plus facile au radicalisme. Il considère que les conservateurs suisses, catholiques et protestants auraient pu s'accorder, malgré leurs divergences religieuses. Même si les protestants genevois avaient été plus conscients des fondements dogmatiques de leur foi, ils n'auraient pas eu de peine à constituer avec les catholiques un front commun contre les radicaux.

M. Barth n'est cependant pas doctrinaire à l'excès. Dans la seconde partie de son livre il étudie les hommes aussi bien que les idées; il décrit successivement les diverses fractions de l'opinion à Genève, leurs représentants attitrés et leurs chefs; il le fait avec nuance et compréhension; à ce titre, M. Barth servira de guide à tous ceux qui étudieront la révolution genevoise de 1846. Grâce à lui, ils apprendront à connaître les conservateurs, dont l'unité est ébranlée, l'association du 3 mars, pépinière à la fois de libéraux et de radicaux, les catholiques, bientôt ralliés à James Fazy.

M. Barth insiste à plusieurs reprises sur la position inconfortable du gouvernement conservateur genevois qui sent l'opinion lui devenir contraire mais ne fait rien pour la reconquérir. Cela ne l'empêche pas de rendre hommage à l'oeuvre du syndic Rigaud et à sa noble personnalité. La retraite du syndic Rigaud en 1843 prive le parti conservateur de son véritable chef. Au contraire les radicaux en ont un en la personne de James Fazy, tacticien consommé et tribun populaire. Ce changement dans le personnel politique genevois explique pour une bonne part, la révolution de 1846. Les documents et les commentaires de M. Barth permettent une juste appréciation d'une situation politique compliquée que le chef radical a su simplifier à son avantage et à celui de son parti.

Dully.

Paul E. Martin.

WERNER NÄF: *Geschichtliche Besinnung in der Gegenwart*. Sechs Radiovorträge. Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau. Brosch. 61 S.

Auch wenn man der Ansicht sein will, daß Radiovorträge in der Regel nicht Anspruch auf fachliche Besprechung erheben, so verdienen doch die von Näf in den genannten Vorträgen geäußerten und auf den Nichtfachmann berechneten Gedankengänge entschieden des Hinweises an diesem Orte. Sei es in den Berner Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte, sei es in separaten Publikationen, hat sich Näf bereits in feindurchdachten Einzeldarstellungen als berufener Interpret gegenwartsnaher geschichtlicher Abläufe ausgezeichnet.

Es verwundert daher keineswegs, daß er im Einzelnen wie im Gesamten die in den sechs Vorträgen knapp umrissenen und historisch trefflich unterbauten Probleme: 1. Der Gang der Weltgeschichte in der neuesten Zeit; 2. Die europäische Staatenwelt der Gegenwart; 3. Das Problem des neutralen Kleinstaates; 4. Menschenrechte und Staatsgewalt; 5. Krise der Demokratie? und 6. Nationalstaat und zwischenstaatliche Organisation eindrücklich und klar aus der Fülle seiner Erkenntnisse meistert und manchem bangen Frager eine ermutigende Antwort zu geben versteht.

Die auf Seite 7 stehenden Worte haben inzwischen neue Bestätigung erhalten, wenn es dort heißt: «Wir haben den Eindruck eines unaufhaltsam rasenden Verlaufes, den wir nicht zu übersehen vermögen, der uns vor immer neue Rätsel stellt und einer undurchdringlich dunkeln Zukunft entgegenreibt. . . . . kaum ein Wochenende, das in seiner Stimmung dem vorausgegangenem gliche.» Um so schöner heben sich vor diesem dunkeln Hintergrunde die von Näf aufgezeigten hohen Ziele und Ideen edler Menschlichkeit ab.

Daß der Fachmann da und dort etwa andere historische Belege aufgreifen würde und beispielsweise im 1. Vortrag auf Seite 15 noch einen Hinweis auf das in Spanien gespielte Praeludium zum gegenwärtigen Krieg eingefügt, oder im 4. Vortrag Seite 44 auch unsere Armee in den Bereich der spezifisch schweizerischen Erziehungsfaktoren gezogen hätte, sei mehr nebenbei bemerkt.

Der einstmalige Radiohörer dieser wohlabgewogenen Vorträge wird das Gehörte gerne noch einmal mit Gewinn nachlesen und dem Verfasser für die Publikation dankbar sein.

Basel.

Albert Matzinger.